

Zeitschrift: Schweizerische Taubstummen-Zeitung
Herausgeber: Schweizerischer Fürsorgeverein für Taubstumme
Band: 20 (1926)
Heft: 21

Artikel: Die Taubstumme : nach einer Erzählung von Thieme
Autor: [s.n.]
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-923004>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 15.03.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Zur Belehrung

Sonderbund und Sonderbundskrieg.

Im Jahre 1841 fand in mehreren Kantonen eine Revision (Abänderung) ihrer Verfassung statt. Dies war auch im Kanton Aargau der Fall. Das neue Grundgesetz gefiel jedoch den katholischen Bewohnern des Freiamtes nicht, weil in Zukunft die Katholiken im Großen Räte weniger Vertreter hatten als die Reformierten. Daher empörten sich die Freiamter und wollten, 2000 Mann stark, nach Aarau ziehen. Bei Willmergen wurden sie jedoch von den Regierungstruppen besiegt. Da die Klöster als die Urheber des Aufruhrs beschuldigt wurden, hob der Große Rat sämtliche acht Klöster (vier Männer- und vier Frauenklöster) des Kantons auf.

Auch der Kanton Luzern revidierte 1841 seine Verfassung. Dabei wählte er eine konservative Regierung, an deren Spitze der Schultheiß Siegwart-Müller stand. Nun forderten die katholischen Kantone die Wiederherstellung der aargauischen Klöster. Ihrem Drängen nachgebend, setzte der Aargau die vier Frauenklöster wieder ein. Damit gab sich die Tagsatzung zufrieden, nicht aber die katholischen Kantone. Sie verlangten die Wiederherstellung aller Klöster im Aargau und drohten, sich von den übrigen Eidgenossen zu trennen, wenn dies nicht geschehe. Ihrem Wunsche ward jedoch nicht entsprochen.

Zu diesem Klosterstreit gesellte sich noch die Jesuitenfrage. Im Jahre 1844 berief Luzern Jesuiten zur Leitung seiner höhern Lehranstalt. Dies erbitterte in hohem Grad die Liberalen der Schweiz, weil die Jesuiten als die heftigsten Gegner der Reformierten und der freisinnigen Katholiken galten. Infolge dessen bildeten sich in den Kantonen Aargau, Bern, Solothurn und Baselland Freischaren. Diese machten im Dezember 1844 und im März 1845 bewaffnete Einfälle in den Kanton Luzern, um die dortige Regierung zu stürzen und den Einzug der Jesuiten zu verhindern. Die Freischarenzüge hatten jedoch keinen Erfolg. Dagegen schlossen im Dezember 1845 die Kantone Luzern, Uri, Schwyz, Unterwalden, Zug, Freiburg und Wallis in Luzern einen Sonderbund, angeblich zum Schutze ihres Gebietes und ihrer Religion. Zugleich

ernannten sie einen Kriegsrat, der für den Fall eines Krieges alle nötigen Maßnahmen zu treffen hatte.

Der Sonderbund der sieben Kantone erhöhte noch die Erbitterung der liberalen Schweizer. Da der Fünfzehnerbund Sonderbünde unter den Kantonen verbot, forderte die Tagsatzung die sieben Stände auf, ihr besonderes Bündnis aufzugeben. Doch statt dies zu tun, rüsteten sie sich zum Kriege. Unter dem Anführer Ulrich von Salis-Soglio aus Chur besetzten sie mit 37,000 Mann ihre Grenzen; außerdem riefen sie 47,000 Mann Landstrum zu den Waffen. Infolge dessen beschloß die Tagsatzung am 4. November 1847 in Bern, den Sonderbund mit Waffengewalt aufzulösen. Gleichzeitig bot sie 98,000 Mann auf und ernannte den edelgesinnten, kriegstüchtigen Heinrich Dufour von Genf zum General des eidgenössischen Heeres.

Sogleich begann der Bürgerkrieg. Zuerst schloß Dufour die Stadt Freiburg ein und zwang sie zur Uebergabe. Dann marschierte ein Teil seines Heeres durch das Entlebuch gegen Luzern. Dabei besiegte er bei Schüpfheim eine feindliche Abteilung. Mit der Hauptmacht rückte Dufour ebenfalls gegen Luzern. Unterwegs nahm er Zug. Am 23. November stieß er bei Gisikon und Meierskappel auf den Großteil des sonderbündischen Heeres und bereitete ihm in heftigem Kampfe eine völlige Niederlage. Während sich nun die Truppen des Sonderbundes auflösten, hielt Dufour seinen siegreichen Einzug in Luzern. Jetzt unterwarfen sich auch die übrigen Sonderbundskantone. Alle wurden für einige Zeit mit eidgenössischen Truppen besetzt. Zudem mußten sie den Sonderbund aufgeben und die Kriegskosten, die über acht Millionen Franken betragen, bezahlen. Später wurde ihnen von der Bundesversammlung ein großer Teil derselben erlassen.

Zur Unterhaltung

Die Taubstumme.

Nach einer Erzählung von Thieme.

Von einem Kranze schattiger Linden und hochstämmiger Pappeln eingefast, lag ein Dörfchen einsam und verloren in einer der abgelegensten Gegenden des Eichsfeldes. Scharf und schneidend blies der Wind über die weite Hoch-

fläche. Aber das kam der Windmühle zustatten, die ihre mächtigen Flügel unweit der letzten Häuser des Ortes lustig bewegte — ein Bild, das zu dem Aussehen der ganzen Gegend wunderbar paßte.

Die Windmühle war ein zwar bescheidenes, aber recht freundliches Anwesen, dem selbst der Reiz eines kleinen, wohlgepflegten Gartens nicht mangelte. Das ganze Gebäude besteht lediglich aus einem steinernen Turm, der eigentlichen Mühle, und aus einem dicht daranstoßenden, aus Lehmziegeln errichteten Hause. Jedes Stockwerk gewährte nur Raum für zwei Stuben: unten für die Wohnung des Windmüllers, der jedoch die Mühle nur in Pacht hatte, und für die Küche, in die man aus dem Freien sogleich wie in einen Flur trat; oben für die Schlafkammer und für ein Stübchen, in welchem der eigentliche Besitzer der Mühle, der alte Huldreich Salzacker, hauste. Er war ein Sonderling, oder wie die Dörfler in ihrer Mundart sagten, „ein närrischer Kerl“, der sehr zurückgezogen lebte, sehr verschlossen und wortkarg war und im ganzen Dorf, als ebenso geizig wie reich, verschrien war.

Der alte Mann war seit Jahren so gut wie gelähmt, und Emmerenz, die junge Frau des Windmüllers, hatte seine Verpflegung mit übernommen. Frau Emmerenz war ein sauberes Weib, wie der Josef Lahnert ein schmucker und tüchtiger Mann. Beide hatten sich zusammengefunden, nicht nur insofern sich hübsch zu hübsch, sondern auch fleißig zu fleißig gesellte. Höchstens neigte Josef etwas mehr zur Nachdenklichkeit, während Emmerenz eine allzeit muntere, schlagfertige und gewandte Frau war, die jedermann gern hatte.

Eigentlich hatte man zuerst die Verbindung der beiden nicht gebilligt, ja sogar bedenklich den Kopf dazu geschüttelt, denn Josef und Emmerenz waren Better und Base. „Das tut nicht gut“, meinte man, aber sie liebten sich nun einmal, und Josef selber, als ein aufgeweckter Mensch, lachte über die Einwände der Verwandten und schalt sie abergläubisch. Nun, er sollte einsehen, daß er in seinem Falle damit Unrecht hatte.

Die beiden jungen Müllersleuten lebten vergnügt und emsig schaffend wie ein Paar Vögel, die sich eben ihr Nestchen gebaut haben. Keinen Windstoß ließ der fleißige Josef unbeachtet vorübergehen, auch hatte er immer die Art, die Säge oder den Pinsel bei der Hand — und wie er alles von außen fein säuberlich

und freundlich herstellte, so ließ sich Emmerenz das gleiche im Innern angelegen sein.

Ein Jahr war fast vergangen seit der Hochzeit, da brachte der junge Windmüller einen großen Wannenkorb mit aus der Stadt.

„Da ist was für die Wäsche“, sagte er, und beide lachten herzlich.

Wäsche kam nämlich nicht hinein, oder doch nur soweit sie sich um die allerliebsten Glieder eines zarten kleinen Mädchens schmiegte, das so wunder süß darin lag. Mit stolzem Lächeln stand der junge Vater über den Korb gebeugt, und die junge Mutter lugte mit verklärten Augen aus der gemusterten Bettdecke hervor. Der junge Vater sagte gerührt: „'s ist wirklich ein Prachtmädel, Renze!“

Emmerenz strahlte vor Wonne, und der glückliche Windmüller fuhr triumphierend fort: „Und ein gesundes Kindel ist's, Renze — da hast's nun, das Geschwätz von den Leuten. Narretei ist's“.

Dabei hob er das Kindchen aus dem Kissen und schwang es frohlockend empor, gerade wie er's manchmal mit einem Sack Mehl machte, wenn er seine Kräfte zeigen wollte.

Dann kamen nacheinander die Verwandten und Bekannten, um es zu bewundern, und alle lobten es nach Gebühr. Niemand konnte indessen mehr von den Vorzügen ihres Lieblings überzeugt sein als Frau Emmerenz selber, wenn sie aus seinen noch unentwickelten Zügen las, daß es einmal sehr schön, und aus seinen Augen, daß es außerordentlich klug werden würde.

Wohl ein halbes Jahr lang beharrte sie überglücklich in der Meinung, in ihrer kleinen Walpurgis das Urbild menschlicher Vollkommenheit zu besitzen. Von da an aber kam eine merkwürdige Nachdenklichkeit über sie. Häufiger als sonst und oft recht lange stand sie mit verwunderten, fragenden, sorglichen Augen über das Bettchen des Kindes gebeugt und betrachtete es unverwandt, ohne ein Wort zu sprechen. Dann wieder sprach sie in einem fort, rief es beim Namen, gab ihm allerhand Koseworte, aber sie trat dabei bald auf die eine, bald auf die andere Seite des Korbes, bald hinter denselben, und durch ihre helle Stimme zitterte es wie ein Schimmer unerklärlicher Angst.

„Was hast du nur mit dem Kind, Renze?“ fragte ihr Mann eines Tages erstaunt.

Die junge Frau wandte ihm langsam und wie zaudernd ihr Gesicht zu.

Bestürzt starrte er sie an, denn er sah eine große Träne ihre Wangen herabrollen.

„Du weinst? Das Kleine ist doch nicht krank?“

Sie schüttelte den Kopf. „Das nicht —“

„Was denn sonst?“

„Ich fürchte, Josef, es ist — es ist mit dem Kinde etwas nicht in Ordnung“, erklärte sie betrübt.

„Unfönn, was wird nicht in Ordnung sein?“ meinte Josef abweisend. „Gedeiht's nicht wie wir's nur wünschen können? Und sieh nur“ — er war ebenfalls an das Bettchen getreten und streichelte dem niedlichen Ding die Wäcchen —

„wie's mich anlächelt?“ „Ja, lächeln tut's freundlich genug“, gab die besorgte Mutter zurück. „Und doch. —“ „Na, was denn?“ „Ich war gestern bei Schmidts Hannchen. Der ihr Jüngstes ist nur eine Woche älter als unsere Walpurgis, aber das benahm sich ganz anders.“ „Natürlich jedes Kind ist anders.“

„So mein' ich's nicht, Josef. Ich kann auch nicht recht sagen, was mir auffiel, aber es ist ein Unterschied da, magst mir's glauben oder nicht. Stelle dich einmal dorthin, wo sie dich nicht sehen kann — so, nun paß auf, wenn ich jetzt auf ihr Bettchen zugehe und sie mich plötzlich sieht, lacht sie mich an. Siehst du's?“ „Warum sollte ich's nicht sehen?“

„Paß nur auf. Setzt gehe ich wieder zurück. Nun rufe ich sie leise. Merkst du's nicht, ihr Gesichtchen bleibt ganz unverändert, sie tut gar nicht, als höre sie mich!“ „Aber Schatz, dazu ist sie doch noch viel zu klein.“ „Hannchens Junge wendet sofort den Kopf nach der Richtung, aus der er seiner Mutter Stimme hört. Ich habe mich gestern mit eigenen Augen davon überzeugt.“ „Einkildung, Renze, nichts wie Einkildung.“

Die junge Frau schüttelte mit einem leichten Seufzer den Kopf, sagte jedoch nichts weiter. Aber sie fuhr fort, das Kind zu beobachten. Ihre Unerfahrenheit beunruhigte und tröstete sie zugleich. Solange kein berufeneres Urteil als ihr eigenes vorlag, lebte immer noch die Hoffnung in ihrem Herzen, ihre Furcht spiegle ihr nur unbegründete Beängstigungen vor. Ihre Tante aus dem Nachbarvorfe galt unter den Frauen der Gegend in Kinderangelegenheiten als sachverständig. Emmerenz hat sie um einen Besuch, und Tante Martha traf bereits am nächsten Nachmittag ein. Mit weiser Miene stand sie vor dem Kinde, beguckte das Gesicht und die Augen, kribbelte es am Kopf, nahm es in die Höhe und prüfte es am Fenster im hellen Licht.

„Paß nur“, bedeutete sie dann der erwartungsvollen Mutter, „das Kind kennt mich noch nicht, und es ist ein bisschen erschreckt — da kann man nicht drauf gehen. Setze dich nur ruhig hin, Renze, so was muß man richtig anfassen.“

Unruhig folgte die junge Frau dem Rate der Tante, worauf diese bei mehreren Tassen Kaffee und einer entsprechenden Anzahl Kuchenstückchen ihre Beobachtungen anstellte. Das heißt, sie warf dann und wann einen forschenden Blick nach dem Kinde hinüber, wenn Emmerenz aufstand, um etwas im Zimmer zu besorgen, oder wenn die Türe klappte, oder wenn beide laut sprachen. Auf alle Fragen der Mutter schüttelte sie aber den Kopf oder sagte höchstens: „Wart nur, wart nur.“

Nach etwa einer Stunde jedoch stand sie von selber auf, trat noch einmal zum Lager der kleinen Walpurgis, küßte das Kind auf die Stirn und faßte liebevoll das zarte Kinderhändchen. „'s ist ein niedliches Dingelchen, Renze“, sagte sie ermutigend. „Das ist gesund, und wird ein sehr hübsches Mädchen werden.“ „Du meinst also Tante, sie ist gesund?“ Die Tante senkte überlegend den Kopf und nach einer kleinen Weile sagte sie leise: „Weißt du, was mit deinem Kinde ist, Renze? Das arme Ding ist taub!“ „Taub?“ schrie Emmerenz entsetzt auf. „Ganz und gar — du kannst dich darauf verlassen.“ „Es kann aber doch schreien“, gab die junge Frau mit ihrem letzten Zweifel zugleich ihrer letzten Hoffnung Raum. „Natürlich kann's schreien, aber sprechen lernt's nicht, wenn's nicht hört!“

(Fortsetzung folgt.)

Allerlei aus der Taubstummenvvelt

Schweizerischer Taubstummerrat. Am 24. Oktober versammelte sich derselbe im Bahnhof Olten und erledigte u. a. folgende Hauptgeschäfte:

An Stelle des zurückgetretenen 1. Vorsitzenden, Herrn J. Hugelshofer, Frauenfeld, wurde gewählt: Herr Hans Willy-Tanner in Zürich, Langnauerstraße 68. Für dieses Mal leitete der 2. Vorsitzende, Herr Fr. Balmer, Münchenbuchsee, die Versammlung.

Die vorgelegte, saubere Abrechnung über den II. Schweizerischen Taubstummentag in Bern wurde genehmigt, der unerwartet schöne Einnahmen-Ueberschuß desselben